



List

Daria Bignardi

# Meine sehr italienische Familie

Roman

List ist ein Verlag  
der Ullstein Buchverlage GmbH

ISBN: 978-3-471-35041-6  
© 2009 by Arnoldo Mondadori Editore S.p.A., Mailand  
© der deutschsprachigen Ausgabe  
2010 by Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin  
Alle Rechte vorbehalten  
Gesetzt aus #  
Satz: #  
Druck und Bindearbeiten: #  
Printed in Germany

## Erwachsene Waisen

Auf den Schmerz war ich gefasst. Seit vierundzwanzig Jahren, seit dem Tag, als mein Vater starb. Ja, länger noch: seit sie mir gleich nach dem Abitur sagten, dass er krank war, und ich davonlief.

Nach Ferrara kehrte ich erst wieder in der Nacht zurück, als er starb. Und jene Nacht verbrachten wir zusammen.

Es ist schön, bei einem Sterbenden zu sein.

In jener Nacht schien es mir, als gebärte ich ihn selbst, während mein Vater unter Schmerzen von mir ging: keineswegs friedvoll, keineswegs stark, sondern menschlich wie Jesus am Kreuz.

Bei ihr kam ich eine halbe Stunde zu spät, nachdem ich mein ganzes Leben lang nicht von ihrer Seite gewichen war, auch wenn wir schon Jahre nicht mehr zusammen wohnten.

Ich bin die Tochter alter Eltern, was meine Mutter mir von klein auf wiederholte. Es bedeutete, ich würde früh auf eigenen Füßen stehen müssen, was ich auch tat. Sie sagte das, um sich selbst *zum Opfer zu machen*. In Wirklichkeit hätte sie gerne bis zu meinem Fünfzigsten für mich gesorgt, wenn sie gekonnt und ich sie gelassen hätte.

Meine Mutter hieß Giannarosa, doch mein Onkel Ferruccio nannte sie immer augenzwinkernd „la Gennerosa“, die

Großzügige, ihrer üppigen Reize und vor allem ihres typisch romagnolischen Wesens wegen, impulsiv und irrational.

Von dem Tag an, als ich mit dreiundzwanzig Jahren nach Mailand zog, telefonierten wir jeden verdammten Morgen bis spätestens zehn Uhr miteinander. Meine Schwester Donatella und ich sagten immer, meine Mutter sei schlimmer als die CIA. Sie spürte mich in Asien auf, in Amerika, in Sarajevo während des Krieges, auf einer Insel ohne Telefon. Wo ich auch war, wir schafften es immer, dass entweder sie mich oder ich sie anrief, selbst lange vor der Erfindung des Handys.

Jahrelang habe ich nachts davon geträumt, meine Mutter anrufen zu müssen und kein Telefon zu finden. Nicht, dass wir großartige Gespräche geführt hätten, sie wollte sich nur vergewissern, dass es mir gutging, dass ich in der Nacht nicht durch austretendes Gas oder einen Serienmörder umgekommen war.

Als dann meine Kinder auf der Welt waren, wollte sie kontrollieren, ob auch sie noch am Leben waren.

Wir sahen uns alle zwei Monate, außerdem immer an Weihnachten und an ihrem Geburtstag. Dabei redeten wir nicht viel miteinander - ich konnte ihr ja fast nichts erzählen, aus Angst, dass sie dann *in Sorge* wäre -, und so berichtete ich nur von den schönen Dingen, oder versuchte es zumindest.

Da ich nie ein besonders positiver oder lustiger Mensch gewesen bin, ist mir das wahrscheinlich nicht gelungen. Ich brachte ihr Bücher und Geschenke mit, wir saßen in der Sonne und aßen, lauschten dem Gerede der Kinder.

Wir hatten ein sehr inniges Verhältnis, das tief in der Kindheit wurzelte.

Als ich klein war, waren wir immer zusammen. Sie gab mich nicht in den Kindergarten, angeblich damit ich vormittags schlafen konnte, in Wirklichkeit wollte sie die Trennung so lange wie möglich hinausschieben.

Sie war Lehrerin und brauste morgens um acht wie eine Furie in ihrem weißen Fiat 500 davon. Um fünf nach acht war sie schon in der Schule - Ferrara ist klein.

Ich blieb zu Hause bei Rosa, der Putzfrau. Die schloss sich eines Tages aus, als sie auf der Dachterrasse des Mietshauses mit mir zusammen Wäsche aufhängen wollte. Um wieder hineinzukommen, ließ sie mich von dort oben hinab, damit ich durch ein Fenster einsteigen konnte. Als meine Mutter davon erfuhr, wäre sie vor Schreck fast gestorben, doch entlassen konnte sie Rosa nicht, denn wer hätte dann auf mich aufgepasst? Die einzige noch lebende Oma wohnte in Bologna, meine Schwester Donatella ging aufs Gymnasium, mein Bruder Micione war ein Kater, und mein Vater war als Futtermittelvertreter mit seinem Fiat 1500 stets in den Ställen der Poebene unterwegs, den Kofferraum vollgeladen mit Tierfutter und Kundengeschenken in Form von Schlüsselanhängern, mit leeren Keksdosen, Notizbüchern, Patronen für sein Jagdgewehr ...

Das ist der Tod, abgesehen davon natürlich, dass der Verstorbene nicht mehr da ist: das Leben mit all seinen Erinnerungen.

Und Liebe. All die Liebe, die derjenige, der gestorben ist, uns gegeben hat, ob er nun gut war oder schlecht.

Deshalb leiden wir so, wenn unsere Eltern sterben: Wir wissen genau, dass uns nie wieder jemand so lieben wird.

Deshalb weinen wir so jämmerlich.

Wenn sie an einer Krankheit sterben, ist es ein langes Ringen. Wenn sie unerwartet sterben, ist es ein Dolchstoß ins Herz. Dir fehlt ein Teil, und du kannst dir nicht vorstellen, ohne ihren Blick auf dich weiterleben zu können. Ohne die Möglichkeit, jemanden glücklich zu machen, nur indem du ihn anrufst, indem du lächelst, indem du an ihn denkst, durch eine kleine Geste, die dich nichts kostet, nur indem du zufrieden bist. Nur indem es dich gibt.

Du begreifst, dass das Einzige, was im Leben zählt, die Liebe ist. Die Liebe, die du dem schenkst, der sie braucht, seien es nun deine Kinder, deine Großeltern oder jemand, dem du auf der Straße begegnest. Dass es richtig ist, freundlich und geduldig zu sein, denn all das, was wir nicht gegeben haben, wiegt viel schwerer als das, was wir vielleicht verpasst haben: Zeit, Unterhaltung, Ruhe.

Du bildest dir ein, dass du nun, wo du es begriffen hast, dein restliches Leben damit verbringen wirst, deinen Nächsten zu lieben.

Vielleicht wirst du es tun. Vielleicht auch nicht.

## Micione, der Schwanz

Ich heiÙe Daria Maria Atala Oliviera und wurde am Valentinstag in der Quisisana-Klinik in Ferrara geboren.

Mama brachte mich flugs auf die Welt, *ohne hinzusehen*, und wie alles, was sie, *ohne hinzusehen*, tat - in aller Eile und oberflächlich, wie ihren berühmten Braten, den sie, *ohne hinzusehen*, mit Öl, Knoblauch und Rosmarin in den Schmortopf warf - bin ich ihr gut gelungen.

Blau angelaufen, die Nabelschnur um den Hals, dunkel, behaart und leicht schielend, aber gesund und munter. Mit sehr guten Reflexen.

*Was für ein Organ*, kommentierte die Schwester mein kräftiges Gebrüll und gab mir zur Beruhigung ein in Zuckerwasser getränktes Stück Mull zum Saugen.

*Was für ein Gegacker*, sagten Mama und meine Schwester, wenn ich als Jugendliche beleidigt und unter lautstarkem Protest davonstolzierte.

*Capise*, sagte mein Papa am Telefon zu seinen Kunden: „Es handelt sich nur um wenige Tage, *capise*.“

Er war Handelsvertreter von Tierfutter. Hauptsächlich für Kaninchen. Aber auch für Hühner, Kälber und Schweine.

Abends nach dem Essen riefen die Kunden bei uns zu Hause an, meistens Züchter aus dem Veneto, und Donatella und ich

wetteiferten darum, den Hörer abzunehmen in der Hoffnung, es möge *Contadin Fortunato* sein.

*Fortunato*, der Glückliche, war sein Vorname, und *Contadin*, Bauer, sein Nachname, und immer sagte er am Telefon in einem Atemzug: „Hallo hier spricht Contadin Fortunato ist der Herr Ludovico zu Hause?“ Ich und Donatella stießen uns dann mit dem Ellbogen an und riefen unter ersticktem Lachen: „Paaapaa, Contadin Fortunato ist am Telefooon!“

Bis heute genügt uns die leiseste Erwähnung von Contadin Fortunato, den wir nie persönlich kennengelernt haben, um sogleich wieder Tränen zu lachen. Wir stellten uns vor, wie er auf seinem Traktor saß: eine weiße Schirmmütze auf dem Kopf, in Unterhemd, ausgebleichenen kurzen Hosen und Arbeitsschuhen, die Wangen gerötet und rundherum glücklich.

Papa fuhr von morgens bis abends in seinem Fiat 1500 über die nebligen Straßen der Tiefebene Ferraras und machte Kundenbesuche.

*Ich brauche bequeme Sachen, ich gehe in die Ställe*, erwiderte er, wenn wir ihn davon überzeugen wollten, sich etwas *moderner* zu kleiden.

Er trug stets eine graue Fischgratjacke , darunter ein weißes Hemd und einen braunen oder bordeauxfarbenen Wollschlips, eine blaue Wollweste, eine graue Hose und schwarze Slipper. Auf seine Weise sah er elegant, aber immer ein wenig zerknautscht aus.

*Ich brauche bequeme Sachen, ich gehe in die Ställe*, sagte er und kleidete sich, wie er wollte.

Im Sommer trumpfte er mit schwarzen oder beigefarbenen Polohemden auf, und am Strand trug er blaue Shorts Größe XL, braune Badelatschen und Hüte mit Lochmuster.

Im Winter zog er unter den schweren Fischgratanzug Wollhemd und lange Unterhosen, wie die Cowboys, weil „ein Mantel im Auto *„lästig ist, einfach unbequem“*“.

*Bequem* und *unbequem* waren die Parameter, auf denen der Kleiderstil meines Vaters basierte.

Außer an den Tagen, wenn er am Pantheon die Ehrenwache halten musste, Monarchistenangelegenheiten, oder einen Galaabend bei einem seiner geheimnisvollen Ritterorden besuchte, eine seiner zahlreichen Leidenschaften. Dann zog er aus dem Metallschrank auf seiner verglasten Veranda dunkle Gewänder hervor, Kreuzumhänge und Medaillen und warf sich in Paradeuniform.

Beim Referendum vom 2. Juni 1946 hatten meine Eltern für die Monarchie gestimmt, wie fast die Hälfte der Italiener, und sie waren sehr enttäuscht gewesen, als die Republik gewonnen hatte. Ich habe nie verstanden, wie aus den Kindern zweier glühender Republikaner, wie meine Großväter Dante und Oliviero es waren, Monarchisten werden können: Vielleicht war dies ihre Art, sich gegen die Eltern aufzulehnen.

Allerdings beschränkte sich ihre Treue zur Monarchie darauf, auf den Schreibtisch ein gerahmtes Porträt von König Umberto zu stellen, auf dem mit blauem Stift die Widmung „Für Ludovico Bignardi, Umberto“ stand.

Papa war ein schöner Mann.

Er hatte die Schlitzaugen der Bignardis, aber in Blau, und einen verträumten Blick.

Als junger Mann war er sehr dünn gewesen, und auf den Fotos in Soldaten- oder Jägermontur lächelt er verführerisch ins Objektiv. Er wirkte wie ein Schauspieler, dabei war ihm sein Äußeres völlig egal. Mit vierzig wog er sogar über hundert Kilo, ohne dadurch an Ausstrahlung einzubüßen.

In ihrer Jugend galten er und sein Bruder Giuseppe, genannt Fifo, die Söhne des Veterinärs von Castel San Pietro, als die schönsten Burschen im Dorf. Und sie waren Rebellen, aber Rebellen im damaligen Sinne des Wortes - jugendliche Abenteurer, die die Mädchen beeindrucken wollten -, und die Familienlegende besagt, dass sie Heu vom Gut verscherbelten, um ihre Spielschulden zu bezahlen.

In der Familie wurde häufig und unter beifälligem Gelächter über ihre jeweils neusten Eroberungen gesprochen.

Papa gefielen die Frauen generell, und er fand es schlicht rüpelhaft, sich nicht allen Frauen gegenüber galant zu verhalten. Über Zita, eine kleine und hakennasige Freundin von Mama, sagte er, sie sei *un bel dunèn*, ein hübsches Fräulein. Und wenn er ihr die Hand küsste, schaute er ihr tief in die Augen. Ebenso bei Ottavia, einer Lehrerkollegin mit den leicht pferdehaften Zügen einer englischen Lady, oder bei Gladys mit den dicken Brillengläsern und den kräftigen Beinen. Sie dankten es ihm, indem sie in seiner Anwesenheit dahinschmolzen und sagten: „Ach, wie liebenswürdig dein Vico doch ist, Gianna. Immer ein Gentleman.“

Wann immer er wegen *Nebel* über Nacht nicht nach Hause kommen konnte, neckten Donatella und ich unsere Mutter: „Wenn da mal kein fesches Bauernmädel dahintersteckt ...“

Doch Mama schien sich keinerlei Gedanken über Papas mögliche Untreue zu machen, und wenn die Verwandtschaft über seinen zweifelhaften Ruf witzelte, hörte sie amüsiert zu.

Sein Bruder Fifo und Onkel Ferruccio, sein Schwager, nannten ihn den *Champion im Hochsprung mit und ohne Stab*. Mein Vater machte teils bei den Frotzeleien mit, teils ließ er durchblicken, dass keine ihm so gefiel wie Mama, teils hielt er sich bedeckt.

So wie ich ihn in Erinnerung habe, als Fünfzigjährigen, gefiel Papa vor allem eines, nämlich seine Arbeit. Abends kam er um acht nach Hause, und nach dem Essen schloss er sich in sein Büro ein, um die Bestellungen zu notieren.

Sein Büro befand sich auf der verglasten Veranda und war ein rechtes Kabuff, in das neben dem mit Papieren beladenen Schreibtisch gerade mal ein helles Holzregal für die Hängeordner passte, ein grauer Metallschrank sowie ein altes Möbel aus dunklem Nussbaumholz, auf dem sich einfach alles sammelte: vom Staubsauger bis zu den Koffern, vom Ventilator für den Sommer bis zu einer Perücke von Mama, von nie aufgehängten Bildern bis zur Waschpulvertonne, von Micionos Reisekäfig bis zum Plastikweihnachtsbaum.

Die Veranda ähnelte also eher einer Abstellkammer, trotzdem hatte er dort all seine Auszeichnungen an die Wand gehängt: die Ernennung zum Gran Balì des Souveränen Ritter- und Hospitalordens vom Heiligen Georg in Kärnten, die Würdigung

der Handelskammer für seine Verdienste als Handelsreisender, die Ernennung zur Ehrenwache des Pantheons und diverse kleinere Rahmen mit Verdienstkreuzen und Ehrenmedaillen aus den Weltkriegen.

In einer eckigen Kunststoffdose für Kaffeepulver aus den Siebzigern bewahrte er seine unzähligen Mitgliedsausweise verschiedener Vereine auf: von der Union der Goldlegion bis zur Bruderschaft Garibaldi, vom Verband der Afrikaveteranen bis hin zur Liberalen Partei und sogar den Radikalen.

Er litt sehr darunter, keinen Hochschulabschluss zu haben - seinerzeit zählte ein Diplom noch etwas -, und als er auf die sechzig zuging, legte er sich eine Reihe von Ersatzhobbys zu: Wappenkunde und Ritterorden, aber auch Vereine von ehemaligen Kriegsteilnehmern, Veteranen und Monarchisten, die sich einmal im Jahr zur Ehrenwache an den Königsgräbern in Rom trafen.

Ich habe den vagen Verdacht, dass auf der Veranda auch die Kiste für Miciones Notdurft stand, aber vielleicht irre ich mich. Wahrscheinlich gelangte sie erst dorthin, als Papa schon tot war und die Veranda nicht mehr den Status eines Büros hatte, sondern endgültig zur Rumpelkammer verkam.

An diesem surrealen Ort notierte er stundenlang Futtermittelbestellungen für seine Firma in Molinella, verfasste mit schräger, flattriger Handschrift lange Briefe und sortierte seine Münz- und Briefmarkensammlungen.

Abends verließ er die Veranda nur, um die Anrufe von Contadin Fortunato und dem Grafen Polegato entgegenzunehmen, einem seiner neuen Freunde vom Ritterorden, manchmal auch, um fernzusehen.

Donnerstagabends kam er zu uns ins Wohnzimmer: Er schob seinen Sessel vor dem Bildschirm zurecht und schaute sich selig lächelnd und nickend Mike Bongiorno's Quizsendung „Rischiatutto“ an. Er war ein großer Fan von Dottor Inardi, dem Parapsychologen und Quiz-Champion aus Bologna.

Mein Bruder Micione schlief auf dem Fernseher. Ab und zu rutschte sein Schwanz über den Bildschirm hinab, dann riefen Mama und Donatella abwechselnd: „Micione, der Schwanz!“, woraufhin er ihn wieder hochzog. Dann schlief er weiter, und der Schwanz rutschte erneut herab. Und wieder riefen sie: „Micione, der Schwanz!“ So ging das den ganzen Abend.

Der Schwanz von Micione, der langhaarigen Tigerkatze, die meine Schwester am 21. Januar 1966 vor dem Hauseingang fand, die über zwanzig Jahre alt wurde und von allen, angefangen bei dem Tier selbst, als vollwertiges Familienmitglied angesehen wurde, war sehr, sehr buschig. Wenn er vor dem Bildschirm hing, sah man nichts mehr.

Egal ob Liebesschmonzette, Abenteuerfilm, Krimiserie oder Unterhaltung – alles sahen wir im Rhythmus von Micione's Katzenschwanz. Eines Tages war der Fernseher kaputt, und wir riefen den Techniker, der ihn für die Reparatur aufschraubte. Ich war damals noch klein, aber ich erinnere noch, wie lustig ich es fand, als er ein dickes, kugeliges Bündel Katzenhaare hervorzog und es erstaunt Mama unter die Nase hielt.

Trotz alledem wäre nie jemand auf die Idee gekommen, Micione zu verbieten, auf dem Fernsehapparat zu schlummern, seinem Lieblingsplätzchen. Wahrscheinlich hatte er es sich ausgesucht, weil es dort schön warm war, dennoch sagten wir

immer, er sei eben ein Egozentriker, der stets im Mittelpunkt der Aufmerksamkeit stehen müsse.

*Micione, der Schwanz!* war wie *Papa, der Blinker!*

Wenn wir samstags von Ferrara nach Castel San Pietro ins Grüne fahren, in die großelterliche Villa aus dem 19. Jahrhundert, wo wir uns von städtischen Kleinbürgern in Landadelige verwandelten, nahmen wir zwei Autos.

Vorneweg fuhr Papa in seinem 1500 und später im Fiat 124, wir mit Mama hinterher, erst im Cinquecento und dann im Abarth 112. Vor dem Fiat 1500 hatte es noch einen 1100er gegeben und davor einen Topolino, aber da war ich noch nicht auf der Welt gewesen und meine Eltern hatten noch in Bologna gewohnt.

Ich war ein braves Kind, das aber gern quengelte: Donatella nannte mich Jammerliese oder *Gu-Gu* nach dem Laut, den ich immer beim Weinen von mir gab. Auf den samstäglichen Fahrten von Ferrara nach Castello drohte ich auf halbem Weg damit, mich zu übergeben, so dass sie zur Ablenkung mit mir sang und spielte, genau wie ich es heute mit meiner Tochter Emilia tue. Manchmal übergab ich mich trotzdem, manchmal behauptete ich nur, mir sei schlecht, damit meine Schwester sich um mich kümmerte, die mich sonst gerne links liegenließ. Als Kind war sie vernarrt in Pistolen und Gewehre und hätte statt einer ängstlichen Jammer-Schwester wie mich lieber einen Bruder gehabt, mit dem sie Krieg spielen konnte.

Papa war langsam und zerstreut: Er fuhr sechzig, ließ seinen Hut im Auto auf und vergaß immer, den Blinker auszuschalten.

Also schrien wir von hinten: *Papa, der Blinker!*, und betätigten wild die Lichthupe.

„Wenn auf der Via Emilia Stau ist, heißt das, dass vorne Onkel Vico fährt“, witzelten meine Cousins immer. Einmal, als mein Cousin Lorenzo noch klein war, standen sie vor einer roten Ampel auf der Via Emilia, und er sah in einem Wagen einen Herrn mit Hut ganz langsam vorbeifahren: Bei genauerem Hinschauen erkannte er seinen Onkel Vico mit einer weiß-schwarz gescheckten Ziege auf dem Beifahrersitz und zwei weiteren Ziegen auf der Rückbank. Papa war damals auf dem Weg Castello, wo er sie ein paar Monate im Garten grasen ließ, bis Nonna Atala ihn zwang, sie wegzuschaffen, weil sie ihr die Oleander auffraßen.

Als Papa starb und wir hinter dem Leichenwagen von Ferrara nach Castello fuhren, vergaß der Fahrer der Limousine eine ganze Weile, den Blinker auszuschalten.

Im Wagen dahinter dachten wir, dass Papa uns gerade zuzwinkerte und *Schicksal* murmelte, eins seiner Lieblingswörter.

„*Schicksal*, ich war in Montecatini und habe jemanden aus Castello getroffen.“

„Ich habe von meinem Bruder Fifo geträumt, *Schicksal*, heute ruft er mich aus Rom an.“

Ein anderer häufiger Ausruf von ihm war *das hat mich* für „das hat mich beeindruckt“, während seine immer gleiche Erwiderung auf die Frage: „Wie geht's, Vico?“, *Man rollt so* lautete. Wenn man bedenkt, dass er als alter Mann den Bauchumfang eines Nero Wolfe hatte, wirkt der Ausdruck

geradezu komisch. Aber ich vermute, er benutzte ihn schon, als er noch jung war und spindeldürr.

Dreißig Jahre lang fuhr Papa Tag für Tag über die Straßen der Emilia und des Veneto, oft war es neblig, oft schlief er nach der Mittagsrast buchstäblich über dem Lenkrad ein, doch er baute nie einen Unfall. Er fuhr so langsam, dass er, selbst wenn er auf den Straenraben zuhielt, was schon mal vorkam, noch rechtzeitig aufwachte und das Lenkrad herumriss. „Lieber eine halbe Stunde später ankommen als gar nicht“, war seine stehende Rede, und hinter seinem grauen Fiat 124 bildeten sich lange Schlangen.

## In Sorge

Papa kam um acht nach Hause, und um drei Minuten nach acht wurde zu Abend gegessen.

Wenn er um acht Uhr nicht da war und nicht angerufen hatte, dass er sich verspätete, lief meine Mutter zuerst zehn Minuten lang aufgeregt umher, packte mich dann in den Fiat und fuhr mit mir hinaus in den Nebel der Poebene, um ihn zu suchen.

Das Ganze war so stressig, dass ich mit fünf Jahren lernte, die Zeiger der Küchenuhr um zehn Minuten nach hinten zu verstellen, um mir noch ein wenig Aufschub zu verschaffen, bevor sie unruhig wurde.

Mama war sehr, sehr ängstlich.

Zwanghafte Angst, diagnostizierte dreißig Jahre später der Psychiater. Doch in den sechziger Jahren wurden Mütter nicht zum Psychiater geschickt, man passte sich ihren Manien an, so gut es eben ging. Papa, indem er viel Zeit außer Haus verbrachte. Ich, indem ich bis zur Oberstufe allem, was sie sagte, strikt Folge leistete. Meine zehn Jahre ältere Schwester Donatella, indem sie ihren Freund heiratete, mit dem sie schon als Sechzehnjährige zusammen war und der nun seit fünfunddreißig Jahren ihr Ehemann ist: Stefano, oder auch *Stufilino*, wie Nonna Atala, die Mutter meines Vaters und Frau von Nonno Dante, sämtliche Amouren ihrer Enkelinnen nannte.

Mein liebster Abend der Woche war der Mittwoch. Da übernachtete Papa immer außerhalb, um in Montecalderaro, im emilianischen Apennin oberhalb von Castel San Pietro, zu Abend zu essen, zusammen mit *den Jungs*.

Ich fand es schade, Papa nicht sehen zu können, der mich nach dem Essen immer liebevoll in den Kopf biss, mich umarmte und *Piretto* nannte, aber zumindest hatten wir an diesem Abend Ruhe: kein Warten, keine Verspätung, keine Uhrensabotage.

Donatella nutzte Papas Abwesenheit, um mit Stufilino ins Kino zu gehen. Ich blieb mit Mama allein zu Hause, und wir schliefen gemeinsam in dem großen Bett.

*Die Jungs* waren Freunde meines Vaters aus Kindertagen: Dottor Parenti, Amtsarzt von Castel San Pietro, hatte ein Haus oben auf den *calanchi*, den Felsstürzen des Montecalderaro, mit einer Kellerbar, wo *die Jungs* ihre Gelage veranstalteten.

In der Jagdsaison gingen sie auf die Pirsch nach Hasen und Drosseln, die Mama sich zuzubereiten weigerte. Mittwochs dann trafen sie sich zu zehnt oder zwanzigst in Montecalderaro: Jeder brachte etwas mit, sie kochten unter Männern, aßen und tranken wie die Bären und blieben dann zum Übernachten in den Bergen.

Einmal im Jahr fuhr Papa zur Jagd nach Jugoslawien. Im Oktober hingegen war er regelmäßig in den Thermen von Montecatini und trank das Heilwasser für seine Leber.

Er machte sich ein schönes Leben: Tagsüber war in den Ställen unterwegs, plauderte mit seinen Kunden und kehrte mittags in einer der kleinen Trattorien ein, die er kannte.

Abends sortierte er auf der Veranda seine Briefmarken- und Münzsammlungen, am Wochenende fuhr er mit der Familie aufs Land, und mittwochabends amüsierte er sich mit *den Jungs*.

Außer den Thermen und Jugoslawien gab es noch im August die Familienreisen im Fiat 1500 nach Spanien und Frankreich, die Galaabende mit seinen Grafen und Gräfinnen vom Kärntener Sankt-Georgs-Orden, die Ausflüge nach Rom zu seinem Bruder Fifo und die Feste beim Grafen Polegato in Padua. Ihm war jede Gelegenheit recht, um zu verreisen, zu essen und zu trinken, zu feiern: Papa liebte das Leben, und das Leben liebte ihn – bis er krank wurde.

Mama hingegen hatte nur die Familie und die Schule.

Ein hartes Leben mit all den Sorgen, Wutausbrüchen und dem ihr eigenen Pessimismus. Und was sie nicht mit Gezänk austreiben konnte, verdrängte sie wie bei einer Phobie.

Tote Teenager, Krankheiten, Leid, Unglück: Während ich mich von Trauer und Schmerz angezogen fühle, hielt sie sich davon fern, und im Kino wollte sie nur Filme mit *schöner Landschaft, schönen Menschen und schönem Ende* sehen. Beim Fernsehschauen schaltete sie um, sobald von etwas Traurigem die Rede war, und wann immer sie von einem Unglück erzählen musste, das Freunden oder Verwandten zugestoßen war, senkte sie die Stimme und fasste sich kurz. Wenn möglich, vermied sie es ganz, weil es sie *belastete*.

Erst Tage später erfuhr vom Tod einer engen Freundin von ihr oder von Krankheiten und Unfällen, die Bekannte betrafen: Während sie jede Banalität dramatisierte und sich über jede Kleinigkeit beklagte, blendete sie die wirklich schlimmen Dinge und ernstesten Probleme systematisch aus.

Ich glaube, ich habe ihr niemals ein Problem von mir anvertraut, weder klein noch groß. Aus den kleinen hätte sie Riesen gemacht, und die großen hätten sie schlichtweg überfordert. Als wir nicht mehr zusammen wohnten, erzählte ich ihr nicht einmal, wenn ich einen Schnupfen hatte, und am Telefon ersann ich alle möglichen Tricks, um nicht zugeben zu müssen, dass ich krank war, sonst hätte sie so lange keine Ruhe gegeben, bis ich sie davon überzeugt hatte, wieder völlig gesundet zu sein.

Wenn ich als Kind krank wurde, und ich hatte es häufig an den Mandeln, gab sie immer mir die Schuld und meckerte unaufhörlich: „Du hast dir die Haare nicht richtig gefönt, hast kein Unterhemd angezogen, bist ohne Mütze rausgegangen ...“

Und bei jedem noch so harmlosen Fieber schüttete sie literweise Antibiotika in mich hinein, bis meine Abwehrkräfte völlig lahmgelegt waren. Ich erinnere mich noch an den leckeren Schokoladengeschmack.

Alle meine Cousins und Cousinen erzählen gerne und unter breitem Grinsen, dass sie mich bis zu meinen zwölften Lebensjahr nur mit Badekappe ins Meer ließ, damit ich mir die Haare nicht nass machte, weil in ihren Augen selbst im August das Erkältungsrisiko noch zu hoch war.

Mamas Verhalten habe ich immer auf das Trauma durch den Tod ihrer Mutter geschoben. Ich glaube, dass sie als kleines Mädchen nicht so, sondern eher sonniger Natur war und die schönen, leuchtenden, angenehmen Dinge liebte, und dass ein Teil von ihr sich niemals verändert hatte. Das Leben hatte sie

dazu gebracht, sich in einen Käfig aus Sorge und Schwarzseherei einzuschließen, der ihr wahres Wesen verbarg. Das Leben hatte sie schlecht behandelt, wie es jeden schlecht behandelt, doch sie hatte es nicht verstanden, damit umzugehen.

Die Sorge war ihre Krankheit, aber sie war auch ihre Verteidigung.

Heute weiß ich, dass sie tausend Gründe dafür hatte, doch damals dachte ich, sie sei das Nervenbündel und mein Vater der Gute, ein Opfer meiner Mutter.

Manchmal, als ich klein war, fragte ich ihn: „Papa, warum hast du Mama geheiratet, obwohl sie so *unerträglich* ist?“

Und er antwortete mit blitzenden Augen: „Ahhh, ich habe mich eben in sie verliebt, sie war *eine hübsche Stute ...*“

Mama war nämlich wirklich schön.

Brünett, groß, wohlgeformt, wundervolle Beine, dunkle Augen, schönes Lächeln, tolles Dekolleté.

Sie fragte sich stets, wie aus zwei so schönen Menschen, wie sie und Papa es waren, ich und meine Schwester entstanden waren, hübsch, aber klein und zierlich, nicht der Hauch ihrer Formen und seiner Haltung.

Mich fand sie immer *ein bisschen blässlich*. Meine Schwester hingegen, wenn sie monatlich ihre schrecklichen kolikartigen Menstruationsbeschwerden bekam, war *das Gelbwunder*.

Vor allem unsere Größe, beziehungsweise Kleinheit, war es, die die Leute erstaunte.

Und während wir uns *übergewichtig* fanden, sagte sie, wir seien *spindeldürr wie Sardinien, mit Amselbeinchen wie Zia Tina*.

*Spindeldürr* war das Gegenteil von *mächtig fett*: Dazwischen gab es für meine Mutter nichts.

Sich selbst fand sie perfekt, obwohl sie in Wirklichkeit ein paar Kilo zu viel wog, alle anderen Frauen waren dagegen entweder *mächtig fett* oder *spindeldürr*, zu klein (*ein Popel*) oder zu lang (*eine Mähre*). Waren sie nett und ein bisschen langweilig, nannte sie sie *Mäuschen*.

Sie selbst gefiel sich so, wie sie war: Wahrscheinlich hatte man ihr als Mädchen so viele Komplimente gemacht, dass es für ein ganzes Leben reichte. Darüber hinaus kümmerte sie sich nicht groß um ihr Aussehen.

Sie hatte auch gar keine Zeit, darüber nachzudenken, bei all den Dingen, mit denen sie beschäftigt war. Allem voran die Aufgabe, stets *in Sorge* zu sein.

War sie guter Dinge, drückte sie mich fest an sich und sagte, ich sei *das schönste Mädchen auf der ganzen Welt, auch bei zweifacher Umkreisung und etwas so Schönes wie mich gebe es sonst nur in Honolulu*.

Jahrelang habe ich nicht an die Vergangenheit gedacht, sondern nur nach vorne geschaut.

Zwanzig Jahre, vielleicht länger.

Aber wenn man mit vierzig Vater oder Mutter verliert, schmerzt es mehr als mit zwanzig.

Mit zwanzig ist es schrecklich, aber du bist im vollen Lauf und läufst weiter. Mit vierzig tut es so weh, dass es nie mehr aufhört.

Nie mehr kannst du entscheiden, ob du sie besuchen willst oder nicht.

Nie mehr kannst du ihnen etwas schenken, ihnen eine Ansichtskarte schicken, sie mit einem Anruf zu ungewohnter Stunde überraschen.

Nie mehr kannst du jemanden mit so wenig glücklich machen.

Mit niemandem wirst du dich so du selbst fühlen wie mit ihnen.

## Plötzlich

An dem Tag, als meine Mutter starb, hatten wir wie jeden Morgen miteinander telefoniert, so gegen zehn.

Ihre Stimme klang irgendwie anders, dünner: Sie sagte, sie habe wenig geschlafen und in der Nacht Rückenschmerzen gehabt.

Nach dem Gespräch brach ich in Tränen aus.

Ich hatte das Gefühl, dass es diesmal nicht eine der seltenen Erkältungen war, die sie gerne zur *Lungenentzündung* aufbauschte. „Hattest du heute Nacht wieder deine *Lungenentzündung?*“, zogen Donatella und ich sie immer auf.

Ich spürte ganz deutlich, dass es dieses Mal anders war, dass es ernst war. Sie hatte schon früher kleinere Unpässlichkeiten zu wahren Dramen hochstilisiert und sich fürchterliche Sorgen gemacht, obwohl sie dann schnell vorbeigingen. In Wirklichkeit war sie viel robuster als meine Schwester und ich und fast immer gesund.

Ich schrieb eine SMS an Donatella, die um diese Zeit unterrichtete, und an ihren Mann Stefano, der sofort bei ihr vorbeischaute: Wie es aussah, musste man sich keine Sorgen machen.

Ich überlegte, nach Ferrara zu fahren, dann sagte ich mir, dass ich wieder mal übertreibe, man könne nicht immer seinem Instinkt folgen, dürfe sich nicht grundlosen Ängsten

ausliefern. Ich sollte nicht wie Mama gleich ans Schlimmste denken. Es war ja nur ein Schnupfen.

Unfug. Man muss immer seinem Instinkt folgen.

Wie jeden Morgen ging ich zu Fuß in die Redaktion, und unterwegs kaufte ich in einer Bäckerei eine schöne, mit Schleifen verzierte Ostercolomba, die ich ihr per Kurier samt einer Grußkarte voller Küsse schickte.

Sie kam nie bei ihr an, die Colomba, und das Kärtchen wollte ich nicht mehr lesen, das drei Tage später an den Absender zurückkam.

Um die Mittagszeit rief ich sie an, es schien ihr besserzugehen. Auch meine Schwester hatte nach ihr geschaut. Wir wechselten mehrere SMS und fragten uns, ob sie sich erkältet habe, ob es vielleicht eine Grippe sei. Wie üblich wollte Mama keinen Arzt rufen, um *ihn nicht zu belästigen*. Um sechs Uhr abends hörte ich sie zum dritten Mal: Sie atmete ein wenig schwer. Das war nichts Neues, doch wieder überkam mich dieses eisige Gefühl, dass diesmal alles anders war, obwohl es genauso wirkte wie sonst, wenn sie sich erkältet oder etwas Temperatur hatte. Immer tat sie sehr erschrocken und sprach mit tragischer Stimme. Sie war es einfach nicht gewohnt, krank zu sein.

Ihre letzten Worte zu mir waren: „Wie geht's Emilia? Und Ludovico?“

Sie erkundigte sich immer nach meinen Kindern, wollte wissen, wo sie waren, was sie taten, wer sie von der Schule abholte.

Manchmal nervte es mich, schien mir ein Zeichen mangelnden Vertrauens zu sein, als könne ich ohne ihre Ermahnungen nicht richtig auf sie aufpassen.

Tochtergefühle.

Die auf die Liste der Gefühle gehören, die ich nie wieder empfinden werde.

Nach diesem dritten Telefonat rief ich zum x-ten Mal meine Schwester an, um sie zu überreden, einen Arzt zu konsultieren.

Sie war immer noch überzeugt, dass es eine Erkältung sei, weil sie dieses Jahr noch keine gehabt hatte. Mamas Erkältungen waren stets eine schwierige Angelegenheit, da sie alles so kompliziert machte: Den Arzt rufen oder Medikamente nehmen, und sei es nur eine banale Aspirin, alles schien ihr ein übermenschliches Unterfangen.

Jahrelang hatte sie eine Operation am grauen Star hinausgeschoben, und als es dann nicht mehr anders ging, tat sie, als handelte es sich um eine Herztransplantation, mit bühnenreifer Dramatik, Szenen und Tränenausbrüchen.

Um neun Uhr abends klingelte das Telefon, und Luca nahm ab. Es war Stefano, der bei Mama war: Er sagte, der Notarzt meinte, es könne sich um eine Harnwegsinfektion handeln, und riete dazu, sie ins Krankenhaus zu bringen.

Nichts also, worüber man sich Sorgen machen musste, so schien es, dennoch fuhren sie vorsichtshalber mit ihr ins Krankenhaus.

Mein Herz begann schneller zu schlagen. Eilig warf ich ein paar Sachen für die Nacht in einen Koffer und rief die

Babysitterin an, damit sie über Nacht zu uns kam. In weniger als einer halben Stunde waren wir auf der Autobahn.

Ich wusste, dass ich sie nicht mehr lebend sehen würde.

Unterwegs begann ich wie wild alle möglichen Leute anzurufen, von meinem Pultnachbarn am Gymnasium bis hin zum Bürgermeister von Ferrara, den ich einmal bei einer Buchpräsentation getroffen hatte: Ich fragte alle, ob sie einen Bereitschaftsarzt kannten, der mir erklären konnte, was da wirklich los war.

Zwischendurch meldete meine Schwester, dass Mama auf die Intensivstation verlegt worden war. Mit der Linken drückte ich Lucas Hand, und mit der Rechten telefonierte ich mit dem Verantwortlichen der Notaufnahme, mit meiner Schwester, mit dem Banknachbarn, mit meinem Schwager, den Blick starr auf die nächtliche Autobahn gerichtet, die komplett frei vor uns lag. Es war zehn Uhr an einem Montagabend, kein Nebel, kein Verkehr, keine Sterne.

Wie der Wind sausten wir über die Autobahn, doch als wir ankamen, war Mama seit einer halben Stunde tot.

Die Notaufnahme des Krankenhauses von Ferrara war menschenleer, es war kurz nach Mitternacht.

Donatella und ich trafen uns auf dem stillen Flur, im Licht der Neonlampen. Wir umarmten uns fest. Weinend erzählte sie mir von der aufwühlenden Fahrt ins Krankenhaus: Es waren nur wenige Minuten von Mamas Wohnung bis dorthin. Sie sagte, Mama habe noch geredet, sie habe weder verängstigt noch leidend

gewirkt, bei der Ankunft sei ihr Blutdruck gemessen worden, er sei nicht erhöht gewesen.

In der gespenstischen Stille des nächtlichen Krankenhauses gingen wir schließlich zur Ärztin, die sie behandelt hatte, eine kleine, robuste Fünfzigjährige mit schwarzen, schulterlangen gewellten Haaren und kräftigem violetterm Lidschatten.

Sie war die Letzte, die mit Mama gesprochen hatte, und nachdem sie uns berichtet hatte, was geschehen war, fügte sie hinzu, dass sie ihr trotz der wenigen Worten, die sie gewechselt hätten, sympathisch gewesen sei.

Ich war ihr sehr dankbar, dass sie das sagte. Mama hatte diese Ärztin mit dem violetten Lidschatten bestimmt gemocht. Sowieso mochte sie Frauen viel lieber als Männer, vor allem dunkelhaarige, und je eleganter und geschminkter sie waren, umso besser. An dieser Ärztin hatten ihr vermutlich die schwarzen Haare und ihre Menschlichkeit gefallen. Sicher hatte sie gedacht: *eine gute Seele, das sieht man sofort.*

Die Ärztin sagte uns, dass sich ihr Zustand gleich nach Ankunft in der Notaufnahme rapide verschlechtert habe und Mama blau angelaufen sei. Dass sie sie beatmet und sediert hätten. Dass sie innerhalb von zwei Stunden gestorben sei, ohne zu leiden, vielleicht durch eine Aortenruptur, vielleicht durch eine Lungenembolie.

Wir baten sie, keine Autopsie durchzuführen. Das hätte sie nie und nimmer gewollt. Sie hasste Krankenhäuser, Operationen und Blut. Mit einundzwanzig, frisch verheiratet, war ihr bei einer Notoperation die Milz entfernt worden, aber seitdem

hatte sie nichts Schlimmeres gehabt als eine banale Ausschabung in den Wechseljahren, die für sie natürlich eine Tragödie gewesen war.

Es war der ideale Tod für jemanden wie Mama: schnell und unblutig, dafür dramatisch wie sie selbst. Ein ungeduldiges Sterben, *ohne hinzusehen*, so wie sie es auch mit ihrem Braten gehalten hatte.

Ich war mir nicht sicher, ob ich sie noch einmal sehen wollte, die Erinnerung an meinen Vater ließ mich zögern.

Die Ärztin sagte mir: „Das müssen Sie selbst entscheiden, aber wenn es meine Mama wäre, würde ich sie sehen wollen.“ Noch heute bin ich ihr für diese Worte dankbar, vor allem dass sie „meine Mama“ sagte, wie ein Kind.

Es war nicht mehr meine Mama, dieser schon geschrumpfte Körper unter dem Laken, das bläulich verfärbte Gesicht mit den geschlossenen Lidern und den eingefallenen Lippen, der Kopf mit der ordentlichen Frisur, da sie ein paar Tage zuvor beim Friseur gewesen war, die Stirn, die ich sofort küsste, noch lau. Wir umarmten, küssten, streichelten sie, wir nannten sie „Schatz“ und verabschiedeten uns, doch sie war nicht mehr da.

Dann gingen wir zu Donatella nach Hause und tranken einen Kamillentee, um noch ein wenig beisammen zu sein, nicht sofort auseinanderzugehen, uns jedes einzelne Wort des Abends und des Tages noch einmal in Erinnerung zu rufen. Wir sahen uns an und suchten im Gesicht der jeweils anderen die Bestätigung, dass es wirklich passiert war. Wir konnten es nicht glauben. Das

konnte nicht wirklich passiert sein. Nicht unserer furchtbaren, furchterregenden Mutter, die nicht untergehen, nicht sterben konnte.

Später gingen Luca und ich in unser gewohntes Hotel in Ferrara, es war nach drei Uhr nachts.

Ich weinte bis zum Morgen in einem Delirium aus Stammeln, Schluchzen und Tränen, konnte nur Momente lang schlafen.

Nach dem Aufstehen verabredeten wir uns mit Donatella und Stefano beim Bestattungsinstitut. Die Beerdigung sollte zwei Tage später stattfinden.

Ich diktierte die Todesanzeige, und wir suchten den schönsten Sarg aus: hell und glänzend, innen mit blassrosa Satin ausgelegt. Uns hätte blau besser gefallen, doch der Mann vom Bestattungsinstitut sagte mit großer Bestimmtheit, blau sei für Männer und er würde davon abraten.

Dann begaben wir uns zu Mamas Wohnung.

Bevor ich mit den anderen in ihre Wohnung hinaufging, machte ich einen kleinen Spaziergang. Ich wollte auf ihren täglichen Pfaden laufen, sehen, was sie gesehen hatte, dieselbe Luft atmen und dieselben Geräusche hören, wollte sie noch ein wenig bei mir behalten. Ich schlug den Weg zu der Bar ein, in der sie jeden Morgen ihren Cappuccino getrunken hatte.

Bei unseren morgendlichen Telefonaten war es stets um den Cappuccino gegangen. „Hast du schon deinen Cappuccino getrunken? Geh deinen Cappuccino trinken“, forderte ich sie immer auf, damit sie wenigstens ein bisschen Bewegung hatte, wenn sie im Winter tendenziell träge wurde und nicht täglich das Haus verließ.

Die Bar hatte erst vor kurzem aufgemacht, und ich war noch nie dagewesen, eine *latteria*, die von einer Frau mittleren Alters geführt wurde. Ich suchte Spuren von Mama bei dieser Frau, die sie, im Gegensatz zu mir, jeden Tag gesehen hatte. Ich bestellte einen Kaffee, erzählte ihr, dass meine Mutter vergangene Nacht gestorben sei, und beschrieb sie ihr: eine vierundachtzigjährige Frau, brünett und etwas beleibt, groß, gebräunt, kam jeden Morgen einen Cappuccino trinken. Die Frau brauchte eine Weile: Sie sagte, sie würde zwar eine Dame kennen, auf die meine Beschreibung passe, doch die habe ihr gesagt, sie sei erst achtundsiebzig.

Ich fand es schön, dass Mama sich jünger gemacht hatte. In der Tat hatte man ihr das Alter überhaupt nicht angesehen.

„Ich nannte sie immer Zia Ada, weil sie einer meiner Tanten ähnelte. Sie hat mir erzählt, dass sie hin und wieder zu ihrer Tochter nach Mailand fährt“, sagte die Frau.

Die Sache mit Zia Ada ärgerte mich. Meine Mutter war eine so starke Persönlichkeit gewesen, sie war die berühmte Giannarosa, die Oberlehrerin, allseits geliebt und gefürchtet, nicht irgendeine Tante.

Die Begegnung mit der *Latteria*-Frau hatte mich enttäuscht, wer weiß, was ich mir von ihr erwartet hatte. Dass sie mir wie eine gute Fee irgendwelche Geheimnisse über Mama verriet. Dass sie sie gemocht und ihr Gesellschaft geleistet hatte. Stattdessen war sie nicht einmal besonders sympathisch.

Ich verließ die Bar, ging den Weg zurück, den Mama gegangen sein musste, und versuchte alles in mich aufzusaugen, was sie bis gestern gesehen hatte: den kleinen Pfad über die struppige

Wiese, die Reihe von Platanenbäumen, die Container für die Mülltrennung, den Fahrradweg.

Außer dem Radweg und den Mülltonnen sah alles noch aus wie vor vierzig Jahren, als ich jeden Morgen denselben Weg zur Grundschule Corrado Govoni gegangen war. Ich habe noch meine Füße in den weißen Socken und schwarzen Mokassins vor Augen. Sie berührten denselben Weg, dasselbe karge Gras, stolperten über dieselben Wurzeln. Damals war meine Mutter so alt wie ich heute, und sie war gerade in ihrem Cinquecento von zu Hause losgefahren zu ihrer Schule, die in der entgegengesetzten Richtung zu meiner lag.

An das morgendliche Aufstehen kann ich mich nicht erinnern. Im Klassenzimmer kam ich immer mit verrutschten Strümpfen und schiefstehender Schürzenschleife an. Ich hatte auch nie ein Pausenbrot dabei, Mama gab mir lieber Geld mit, von dem ich mir an der Bar etwas kaufen konnte. Sie hatte weder Zeit noch Lust, mir ein Brötchen zu machen, und auch keine Zöpfe oder Pferdeschwänze, wie meine Klassenkameradinnen sie hatten.

Ich beneidete Dalida Zabini, Tochter einer Hausfrau, die freitags immer ein Thunfischbrötchen dabei hatte. Oder meine Freundin Susanna Rizzi, deren blonde Haare immer zu einem perfekten Pferdeschwanz gebunden waren und die blütenweiße Schulkittel mit perfekt gebügelten Schleifen trug.

Mein Lehrer Eros Benetti hatte eine Schleife in den Farben des Regenbogens ausgewählt, ein Vorgriff auf die Farben der Friedensbewegung, und ich fand sie hässlich im Vergleich zu den schönen weißen und blauen Schleifen der anderen Stufen.

Als Kind hätte ich gern eine ordentlichere und aufmerksamere Mutter gehabt, doch gleichzeitig genoss ich meine Unordnung und die Chipstüte oder das Salamibrötchen, das ich mir alleine in der Bar kaufen durfte. Das Thunfischbrötchen, um das ich Dalida beneidete, hätte ich niemals essen wollen, und der Pferdeschwanz hätte mich gestört, so wie er Emilia stört, der ich ihn jeden Morgen vergeblich zu binden versuche. Sie ist fünf Jahre alt, kennt aber schon die Familienüberlieferungen, und wenn ich protestiere, sagt sie: *Ich brauche bequeme Sachen, ich gehe in die Ställe.*

Ich beschloss, einen Abstecher zum Friseursalon Lidia in einer Nebenstraße zu machen, wo Mama jede Woche hinging.

Es war ein altmodisches Geschäft, menschenleer und vollgestellt mit Pflanzen. Donatella und ich drängten sie, sich wöchentlich *die Haare machen* zu lassen, weil wir wussten, dass es für sie eine Abwechslung darstellte und dass Lidia sie ins Herz geschlossen hatte. Ihr zuliebe hatte sie einen Haltegriff in den Eingang montiert, damit sie die eine Stufe zum Laden sicherer bewältigte. Jeden Freitag fragten wir sie: *Warst du bei Lidia?, und Hat sie dir einen hübschen Helm verpasst?* in Anspielung auf die etwas steife und antiquierte Frisur, die die Friseurin ihr stets machte. Wenn sie dort gewesen war, werteten wir das immer als gutes Zeichen.

Ich öffnete die Ladentür, Lidia war allein. Sie ist eine Dame um die sechzig mit dem Pony eines jungen Mädchens und gutmütigen Augen. Als ich ihr sagte, dass meine Mutter in dieser Nacht gestorben sei, war sie wie gelähmt.

Unter Tränen, die ihr eine Mascaraspur über die Wangen zogen, erzählte sie, dass sie sie noch vor drei Tagen gesehen habe; sie habe einen fröhlichen Eindruck gemacht, da sie kurz zuvor bei mir in Mailand gewesen sei.

Wir umarmten uns und weinten.

Sie enttäuschte mich nicht. Sie und Mama kannten sich seit über zwanzig Jahren, seit die denkwürdige Friseurin Rosina, die eine Phalanx aus Sesseln mit Trockenhauben in ihrem Salon stehen hatte, das Geschäft aufgegeben hatte.

Lidia hatte keine Kinder und beschrieb Mama immer haarklein die Wesensart jedes einzelnen Tieres, das sie auf dem Land hielt, und Mama wiederum gab dies haarklein mit jedem einzelnen Namen an mich weiter: die Katze Arapaho, die manchmal blau oder rosa gefärbt wurde, Hunde, Kaninchen, sogar ein Affe und ein Papagei. Mama machte ganze Romane daraus.

Mama hatte immer schon *tierliebende* Menschen gemocht, sie sagte, dass seien *gute Seelen* im Gegensatz zu den *nicht tierliebenden* Menschen.

Dann ging ich zu Donatella, Stefano und Luca in Mamas Wohnung hinauf. Das Bett war ungemacht. Am Abend zuvor hatte sie noch gelebt.